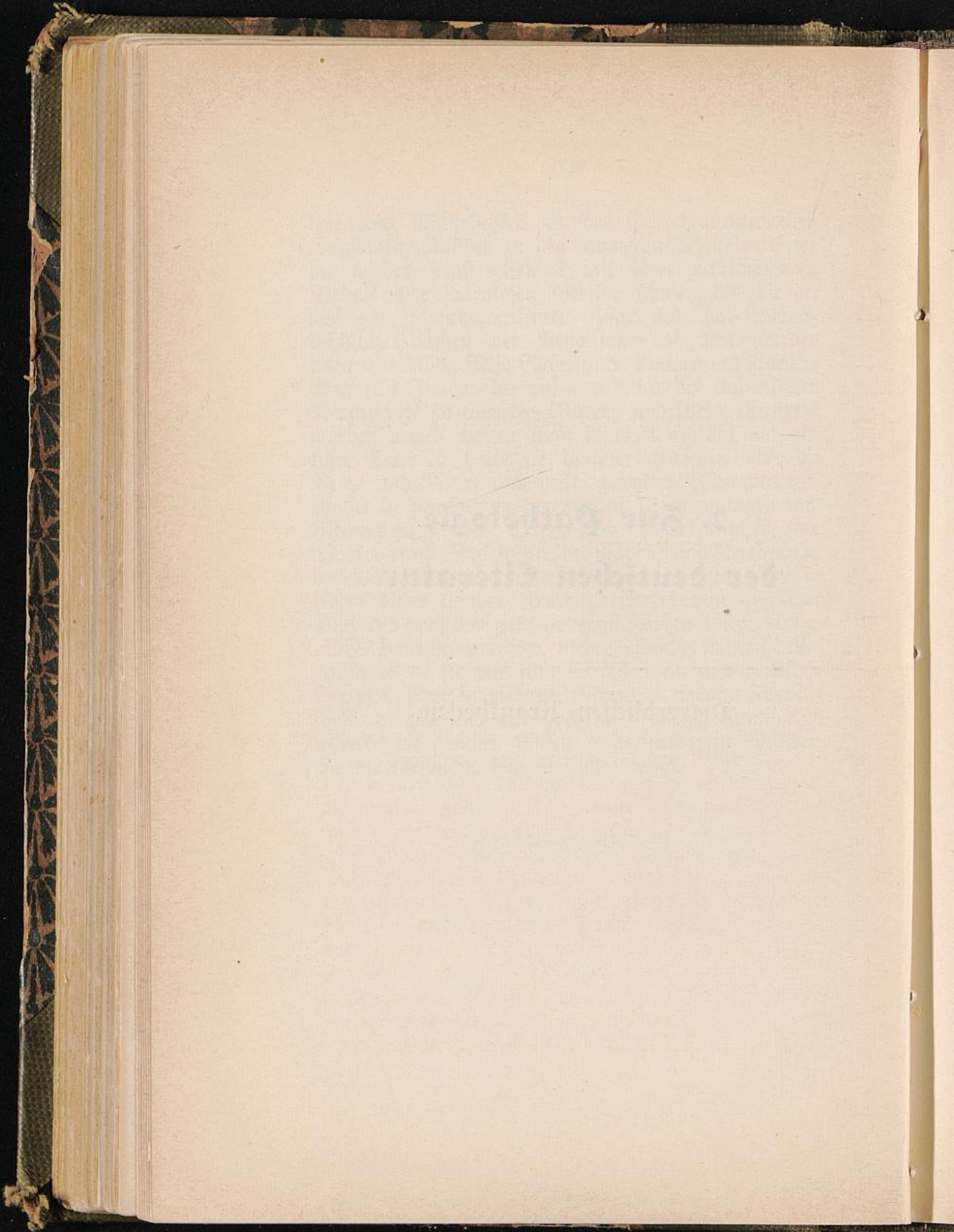


2. Zur Pathologie der deutschen Literatur.

Die erblichen Krankheiten.



Zur Pathologie der deutschen Literatur.

Die erblichen Krankheiten.

Der moderne Literaturhistoriker steht längst nicht mehr auf dem bornierten Standpunkte der einstmals herrschenden philologischen Anschauung vom Wesen seines Berufs. Wir sehen jetzt in der Literatur jeder Nation mehr als einen großen Haufen guter und schlechter Bücher. Nationalalliteratur bedeutet uns heute — je nach der eigenpersönlichen Auffassung des Betrachtenden — entweder einen einheitlichen, abgeschlossenen Organismus, in dem sich eine Reihe von Haupt- und Nebenströmungen, eine Anzahl besonders schön ausgearbeiteter und hervorragender Einzelteile geltend machen, oder eine große Anzahl, nach bestimmten Gattungen und Richtungen geordneter Einzelorganismen, welche sich zu einem großen, sich beständig fortentwickelnden Gesamtorganismen zusammenschließen. So kann ich auch einen Palast als ein in künstlerische Teile zerfallendes architektonisches Ganzes oder als einen Aufbau zahlreicher harmonisch geordneter und der Bestimmung des Ganzen im Einzelnen angepaßter Steine betrachten, von denen jeder den Andern stützt und hält, und jeder Einzelne um des Ganzen wie um der einzelnen Andern willen gleich notwendig ist.

Betrachten wir also die Nationalliteratur als einen einheitlichen Organismus, bezw. eine harmonische Zusammenfassung von Organismen, so werden wir dieselbe auch allen den Gesetzen unterworfen annehmen müssen, welche wir sonst als in der organischen Welt herrschend kennen, so den Gesetzen von der Erhaltung des Stoffes und der Kraft, der organischen Thätigkeit, also des Stoffwechsels, der unaufhörlichen Bewegung, der Fortentwicklung u. s. w. Natürlich ist Literatur, wie jeder Organismus, auch Krankheiten unterworfen, welche aus den verschiedensten Anlässen entstehen können, und zwar — hier so gut wie anderwärts — infolge mangelhafter Ernährung, Störung der Thätigkeit einzelner Organe, äußerer klimatischer Einflüsse u. dergl. Treten Krankheitserscheinungen nur zeitweilig oder vorübergehend auf, fliegen sie gewissermaßen von außen an, so sind sie für das Gesamtbefinden des Organismus nicht von erheblichem Schaden und ein geschickter Arzt wird sie auf operativem oder innerlichem Wege zu entfernen wissen. Handelt es sich aber um alt eingewurzelte Uebel, so ist die Sache bedenklicher. Die schlimmsten aller Krankheiten sind die erblichen, gegen diese vermag die Kunst in den seltensten Fällen etwas wirklich erfolgreiches, zumeist muß sie sich nach genauer Erkenntnis derselben mit Linderungsmitteln begnügen. Doch auch jene Erkenntnis ist für die Wissenschaft von großem Wert; die Therapie stets auf gleicher Höhe mit der Pathologie zu halten, hat sich ja schon längst in der Heilkunde als unmöglich erwiesen. Je nach unserer Betrachtungsweise werden wir nun auch in der Literaturkunde von erblichen Krankheiten sprechen, welche, wenn auch längere Zeit latent bleibend, häufig als gefährliche Entwicklungsstörungen auftreten. Meiner Ueberzeugung nach hat eben der Kritiker und Literaturforscher eine höhere Aufgabe als nur Bücher zu durch-

stöbern und Charakteristiken der Dichter zu schreiben, nämlich die: der Arzt der Literatur zu sein.

Als erstes Hauptgebreten möchte ich den Mangel an Centralisation bezeichnen. Nie hat es in Deutschland einen geographischen Punkt gegeben, an dem alle Bestrebungen der Poesie sich zusammenfanden, Austausch hielten, in sich selbst Stärkung suchten, mit einander wetteiferten, sich von einander trennten, wo sich eine Tradition entwickeln konnte, als Handhabe und fester Angelpunkt für die literarische Fortentwicklung. Trafen sich in irgend einem Winkel Deutschlands ein paar poetisch beanlagte Männer, so schlossen sie sich vielleicht zusammen, und dichteten in ihrem Krähwinkel hockend, munter drauf los, aufs Höchste bedacht, eine Anzahl Jünger um sich zu versammeln, nie in der Absicht, bestimmenden Einfluß auf gleichzeitige Bestrebungen zu gewinnen und die Poesie der Folgezeit an ihren Namen zu knüpfen. So liegt die führende Stelle bald am Rhein, bald in Schwaben, bald in Schlesien, bald in Leipzig, bald in der Schweiz, bald in Weimar, bald in Göttingen, bald in Wien und dazwischen an hundert anderen Orten. Von Zeit zu Zeit findet sich wohl einmal ähnliches Streben an derselben Stelle wieder, so spielt die Wartburg zu den verschiedensten Zeiten eine Rolle in der deutschen Dichtung, doch auch stets nur episodisch, ohne dauernde Führung. Jede Begabung scheint wie eine Pflanze an die Scholle gebunden, auf der sie zufällig gewachsen, und so kommen gewaltige Talente, wie Nicolaus Manuel, Hans Sachs, Jakob Böhme, Jean Paul, nie über ihren engen Kreis herauswachsend, auch nie zur vollen Entwicklung ihrer Begabung weder hinsichtlich des Ideenzirkels, noch der formalen Gestaltung und leisten kaum das Zehntel dessen, was sie bei einem straffen zentralisierten und literarischen Leben hätten leisten können. Oder wären Molière

1.

in Dijon, Muffet in Brest, Shakespeare in Liverpool schließlich Molière, Muffet, Shakespeare geworden? Wie konnte sich in Deutschland ein einheitlicher Geschmack entwickeln, der großherzoglich badische Landesgeschmack mußte schließlich ein ganz anderer werden als der republikanisch lübeckische, die Lorbeeren, die sich der Bayer in München gewonnen, galten und gelten noch heute nichts in Hamburg und müssen erst dort von neuem erkämpft werden; der deutsche Dichter wußte zuletzt garnicht mehr, in welcher Geschmacksrichtung er schaffen sollte, denn sein Erzbild, seinen Gott, den man ihm in Süddeutschland angebetet hatte, Uhländ, verhöhten man ihm in Weimar. Und der gebildete Franzose, der sich einstmals über die Meisterwerke der deutschen Poesie hatte unterrichten wollen, und dem man in der Schweiz Klopstock als großen Dichter genannt, schüttelte erstaunt den Kopf und wußte nicht woran er war, wenn er diesen in Leipzig aufs unbarmherzigste getadelt hörte. Einer der genialsten Dichter der Neuzeit schrieb in einem Dialekt, den sieben Achtel seiner Mitbürger nicht verstanden, und der Russe, der die besten deutschen Dichter der Neuzeit kennen zu lernen wünschte, mußte nicht nur Deutsch, er mußte auch Plattdeutsch lernen. Das war ihm natürlich zu viel Mühe und so ging er hin und erzählte seinen Landsleuten, daß die deutsche Poesie nicht wert sei, näher studiert zu werden. So entstand der Zug ins Kleinliche, die Zerrissenheit des Geschmacks, die mangelhafte Darstellung, die Stillosigkeit, kurz Alles, was uns in der deutschen Literatur so abstoßend berührt. Ist es denn nicht entsetzlich zu denken, daß wir seit beinahe anderthalb Jahrtausend fest in unsern Wohnsitzen ansässig, seit tausend Jahren im Besitz einer hohen Kultur, aus Mangel an Centralisation erst seit 350 Jahren eine einheitliche Schriftsprache besitzen? Wo sollte da eine

starke einheitliche Literatur herkommen? Und wird nicht heute noch Wildenbruch in Berlin gefeiert, in Wien fast verhöhnt, Anzengruber in Oesterreich als Klassiker betrachtet, in Norddeutschland kaum verstanden? So entstand der Mangel an Achtung, den das Ausland der größten und schönsten Literatur der Welt entgegenbrachte und entgegenbringt. Alles dies, weil wir seit dem siebenten Jahrhundert, dem für uns nachweisbaren Anfang der deutschen Poesie, keinen Centralpunkt der literarischen Bestrebungen besitzen. So nur ist's auch möglich, daß wir keine Bibliothek haben, welche sich neben der Londoner oder Pariser zeigen kann, während die in allen deutschen Bibliotheken zerstreuten Kostbarkeiten vereinigt eine literarische Sammlung ergäben, die jene bei weitem überträfe. Hätte die Palatina einstmals in Berlin gestanden und nicht in Heidelberg, wir besäßen sie wohl heute noch. Und ähnlich wie oben verhält es sich auch mit der bildenden Kunst, mit den Museen und Galerien, und mit dem Theater. Noch heute leidet unsere Literatur schwer unter diesen Mängeln. Was hätte Gustav Freytags poetisches Talent schaffen können, wenn der Dichter den größten Teil seines Lebens nicht in dem trostlosen Leipzig oder seiner weltverlassenen Sieblebener Villa, sondern im rauschenden gewaltigen Berlin oder Wien zugebracht hätte! Wir hätten davon statt der doch im Großen und Ganzen philisterhaften „Verlorenen Handschrift“ vielleicht von ihm den deutschen Meisterroman, ein großstädtisches „Soll und Haben“, erhalten. Und ähnlich ergeht es mit Wilhelm Raabe, Hamerling und den anderen großen Talenten unserer Literatur. Sein einziges Werk von bleibender Bedeutung, die „Kinder der Welt“, verdankt Paul Heyse seinen Erinnerungen an einen großen Centralpunkt des öffentlichen Lebens. Und durch unsere Klassiker würde ein noch weit

tieferer nationaler Zug gehen, hätten sie an einem ebenderartigen Centralpunkt und nicht in dem weltverlassenen Weimar gewohnt. Heutzutage kann vol-
lends der Poesie das Heil nicht mehr aus der Provinz kommen, die derselben stets den Stempel philiströser Kleinstädtereie aufdrückt.

2.

Die zweite der erblichen Krankheiten steht in engen Beziehungen zu der erstgenannten: sie ist der gerade Gegensatz derselben — die Ausländerei, die willige Hingabe an das Fremde, im Aufnehmen und In sich selbst Verarbeiten, sowohl rücksichtlich der Form wie des geistigen Gehalts. Dieser Vorwurf ist ja oft genug als schlimme Charaktereigenschaft der Deutschen hervorgehoben worden. Sie hängt eng zusammen mit dem Bornehmheits-, dem falschen Bildungsdünkel des Deutschen, der sich für recht gebildet hält und bei seinen Genossen das meiste Ansehen genießt — nicht, wenn er seine Sprache so vollständig und zierlich als möglich beherrscht, sondern wenn er ein paar fremde zur Not zu radebrechen weiß. Der Hauptgrund dafür mag freilich in geophysischen und wirtschaftlichen Verhältnissen liegen: seinen Bodenverhältnissen und seinem Klima zufolge ist Deutschland ärmer als die meisten romanischen Länder und daher zum Teil wirtschaftlich auf das Ausland angewiesen. Auch die Uebervölkerung kommt dazu: wie wir ja auch heut noch nicht alle verfügbaren Arbeitskräfte im Inland verwenden können. Und diese Abhängigkeit vom Auslande machte den Deutschen dem letzteren gefügig, über Gebühr willfährig und veranlaßte ihn, das reichere Land auch für das bessere zu halten, es selbstlos zu bewundern und ihn nachzustreben. Jedenfalls machen die überwuchernden Einflüsse des Auslandes sich früher in der deutschen Literatur sehr unangenehm bemerkbar. Ganz reine Nationallitteraturen giebt es heutzutage so wenig in Kulturländern

wie ganz reine Rassen, und gewiß kann ein vernünftiger und maßvoller literarischer Formen- und Ideenaustausch nur für alle Parteien von Nutzen sein. Allein in der deutschen Literatur machen sich die Einflüsse Frankreichs, Italiens, Spaniens, Englands, der Antike in einer die ursprünglichen nationalen Reime beinahe vernichtenden Weise bemerkbar. Nur in der Lyrik hat sich das echt germanische Element trotz aller fremden Ueberwallungen noch stark und kräftig erhalten, noch im neunzehnten Jahrhundert bricht es in Goethe, Heine und Uhland in seiner ganzen Eigenart mächtig durch, der latenten Poesie, das heißt dem möglichst knappen Empfindungsausdruck, der Vermeidung jeglicher Rhetorik — im Gegensatz zum keltisch-romanischen — und der Einkleidung des psychischen Vorgangs in ein leibliches oder Naturbild. Das nationale Epos dagegen ist unter den Einflüssen des Auslandes — Italiens und Englands — vollständig zu Grunde gegangen. Welch unerseßlicher Verlust für die Poesie, wenn wir bedenken, wie hoch in künstlerischer Hinsicht das ganz auf nationalem Boden erwachsene Epos der Hohenstaufenzeit, das thörichter Weise sogenannte „Volksepos“, z. B. die Nibelungen, neben dem gleichzeitig unter französischem Einfluß entstandenen „Hofepos“, z. B. den in vielen Theilen dunklen, breiten und schwerfälligen Parzeval Wolframs, oder den zierlich gedrechselten Dichtungen Hartmanns (dieses Paul Heyse des Mittelalters) steht! Und doch haben sich die höfischen Epen und die Namen ihrer Dichter weit besser erhalten, als die nationalen Epen, deren Dichter nicht nur, nein die zum Theil selbst Jahrhunderte lang vergessen wurden. Die ersten Dichtungen, mit denen für uns sozusagen die deutsche Literatur beginnt, behandeln fremde Stoffe: das Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht und das Rolandslied des Pfaffen Konrad, während von den alten herrlichen nationalen Balladen

kaum klägliche Reste geblieben sind. Man bedenke ferner den unermesslichen Schaden, den der Humanismus der nationalen Poesie und dem heimischen Recht zugefügt hat, man bedenke die lateinische Poesie, die jämmerliche, gleichfalls durch und durch romanische Schäferpoesie, die Amadis- und die Abenteuerromane, die Haupt- und Staatsaktionen, den vernichtenden Einfluß der „regelmäßigen“ französischen Tragödie! Des genialen Hans Sachs echt deutsche Dichtungen wurden belächelt, indeß das langweilige lateinische Schuldrama aufblühte. Die Antwort auf die Frage, was denn eigentlich deutsch sei in der deutschen Literatur, kann nur eine klägliche sein: Alle großen Epochen der Geschmacksverwirrung, welche unserer Literatur so unendlichen Schaden gethan haben, verdanken wir unserer Ausländerei. Und ist es etwa anders im neunzehnten Jahrhundert?

Von dem orientalischen Bersgeffingel Rückerts und Bodens tedts lassen wir uns über die vollständige Empfindungs- und Gehaltlosigkeit dieser würdigen Dichter soweit täuschen, sie unseren kräftigen nationalen Dyrkern überzustellen, wir huldigen dem Unsinn der exotischen Poesie Freiligraths, nur weil er uns in die Tropen führt, und stellen seinen miserablen Löwenritt über oder neben seine gewaltigen Dichtungen aus dem modernen sozialen Leben, z. B. sein unvergleichliches „Von unten auf“. Wir bewundern in unserm Bildungsdüsel Ebers und Eckstein — weil sie uns in historischen Romanen nach Aegypten oder Rom führen und lesen die einzigen historischen Romane, die wirklich Poesie enthalten, die Werke Willibald Alexis nicht mehr, weil sie ja nur in der heimischen Mark Brandenburg spielen. Unsere Klassiker ließen die herrlichsten Epochen unserer Geschichte, in denen Stoff genug für hundert Dramen und Epen ruht, z. B. die Bauernkriege, fast ohne Beachtung, und

begeisterten sich für französische, schottische gekrönte Dirnen und überspannte Hofspoeten der italienischen Renaissance.

Anstatt mit der Vollkraft seines Talentes für die Leiden des eignen, armen, geknechteten Volkes einzutreten, dichtete sich ein Teil unserer Poeten der zwanziger und dreißiger Jahre in eine übel angebrachte Begeisterung für griechisches Räubergesindel und polakische Abenteuerer hinein — und dasselbe gute deutsche Philisterpublikum jubelte ihnen zu, das die herrlichsten Gesänge nationaler Begeisterung Kleists „Hermannsschlacht“ und „Prinzen von Homburg“, kaum beachtet hatte. Fürwahr, wenn jemand eine Geschichte des poetischen Geschmacks in Deutschland schreibe — er würde damit eines der häßlichsten Blätter in dem großen Narrenbuche, „Völkerpsychologie“ genannt, aufrollen. Wie würden wohl die Franzosen einen einheimischen Dichter aufnehmen, der ihnen zumutete, sich für die Heldenthaten der Kreuzritter in Ostpreußen zu interessieren? Wir können heute ungefähr beurteilen, was es mit der schönen, zweifellos redlich gemeinten, Phrase Goethes von der durch deutsche Vermittelung geschaffenen Weltliteratur auf sich hat. Wir sind damit so weit gekommen, daß wir Alles, auch den kläglichsten Schund des Auslandes, auf der Stelle übersetzen, daß in unsern Zeitungen fast nur von ausländischer Literatur die Rede ist, und die einheimische Produktion ideell wie materiell den bittersten Schaden erleidet, während sich das Ausland um unsere exotisch angefränkelte Produktion keinen Deut kümmert. Höchstens übersetzt es die „Familie Buchholz“, die, enthält sie auch keinen Schimmer von Poesie, doch wenigstens deutsch ist. Nein, die Internationalität der Kunst ist ein leeres Schlagwort des deutschen Philistertums. Je nationaler eine Kunst, desto eher kann sie auf Beachtung des Auslands

rechnen. Und das ist ganz natürlich. Den Franzosen können wir ihre Landsleute nicht besser schildern, als sie selbst, denn sie selbst kennen sie, kennen ihre Geschichte am besten, und das dichterische Talent ist in Frankreich so stark vertreten als bei uns, wir können ihnen eben Neues und Unbekanntes nur über uns selbst sagen. Italien und den Italiener können uns wahrhaftig Salvatore Farina und Matilde Serraio besser schildern als Henje und Boß, den Russen Dostojewski und Turgenjeff besser als Julius Große, den Deutschen aber Niemand besser als wir selbst. Bleibt im Lande und dichtet redlich. Aber zu träg, unlässig Studien nach dem Leben zu machen, versehen die Herren die Ausgeburten ihrer Fantasie ins Ausland, weil sie wissen, daß sie da nur Wenige kontrollieren können, wenn ihre Darstellungen auch noch so verständlich sind. Der nationalste Maler der Gegenwart, Adolf Menzel, ist auch in Frankreich am höchsten geschätzt, während sich um Böcklin kein Mensch in Paris bekümmert. Nennt es meinethalb Beschränktheit, wenn der Franzose, Spanier, Russe, Norweger nur einheimische Stoffe und Verhältnisse behandelt, diese Beschränktheit hat Molière, Cervantes, Dostojewski, Björnson unsterblich machen helfen. Man komme mir nicht mit Shakespeare!

Sein mit keinem zweiten zu vergleichender Genius wächst freilich über die Schranke jeder Nationalität hinaus, wiewohl ein großer Teil seiner Werke stofflich und gedanklich echt britisch ist. Aber wer wollte wagen, mit ihm um die Palme zu ringen? Man komme mir ferner nicht mit den französischen Tragikern. Als ob *Athalie*, der *Cid* u. nicht in jedem Gedanken, jeder Figur französisch wären, und zwar aus dem *siècle de Louis XIV.* heraus! Auf das äußere Kleid, die Maske kommt es nicht an. Das hat ja — in Gemeinschaft mit einem der folgenden Punkte, den

Vorzügen der Form — der französischen Literatur den Welteinfluß verschafft, daß sie streng national ist sich, soweit es die Kunst eben überhaupt kann (es, giebt natürlich da eine Grenze), von fremden Einflüssen fern hält und nur aus dem eigenen Volksleben und -denken schöpft. Wir Deutsche sind zu gebildet um eine weltbeherrschende Literatur besitzen zu können — das Wissen unserer Schriftsteller steht ja im Durchschnitt weit höher als das der französischen. Aber kein Zweifel, daß das übergroße Wissen die Ursprünglichkeit unterdrückt. Bildung macht fein, aber Ueberbildung ist der strengste Sklavenhalter, sie läßt keine frische gesunde Regung aufkommen. Ein Gramm natürlichen Talents ist aber mehr wert als 10 Kilo universeller Bildung. Deutschlands Unglück ist die — falsche — Ueberbildung, d. h. die Scheinbildung seiner produktiven Bevölkerungskreise. Jene Ausländerei ist es auch, die unsere schöne, kräftige, bergstromartige germanische Sprache in einen wüsten Sumpf verwandelt hat, in dem der Schlamm der Fremdwörter das klare Wasser verunreinigt. Seit der Mitte des elften Jahrhunderts kann man diesen hauptsächlich durch die französische Sprache hervorgerufenen allmählichen Verschlammungsprozeß in allen Phasen verfolgen, und dem vermittelt der lateinischen Sprache die deutsche verunstaltenden Einfluß der Kirche, von Karl dem Großen ab, gesellte sich seit dem fünfzehnten Jahrhundert als noch weit wirksamere Bundesgenosse der Humanismus hinzu. Niemals hätten diese aber so großen Einfluß bekommen, wenn die Anlage, die Empfänglichkeit dafür nicht im deutschen Wesen selbst von Uraufgang an gelegen hätten. Und da dem Deutschen, wie wir weiter unten sehen werden, auch der Formensinn, und damit auch der Geschmack, nur in geringer Menge verliehen ist, so mußten alle Bestrebungen der Sprachreiner früher Zeit, z. B. des

ehrenwerten Philipp von Hesen, ins Uebertriebene, Lächerliche und damit Erfolglose fallen. Andere versuchten den Teufel durch Beelzebub auszutreiben, so der brave Lauremberg, der aus Haß gegen das Französeln ins Platte geriet.

3. Die folgende Krankheit ist eigentlich mehr eine solche der Schriftsteller und Dichter, aber sie wirkt auch dadurch verderblich auf die Literatur ein. Ich behandle sie an dieser Stelle, weil sie mit den beiden vorigen zu einer Gruppe gehört. Es ist die Kriecherei der Schriftsteller vor den Höheren. Die früheren Zeiten kannten noch keinen Schutz des geistigen Eigentums, es sah mit der Bezahlung der literarischen Leistungen sehr windig aus. Die Spielleute der alten Zeit, die an den Höfen und unter der Dorfsinde sangen, wandten sich daher mit gerader Aufforderung um Lohn für ihre poetischen Leistungen an die, welche sie erheiterten und flochten oft diese Bitte in den Vortrag selbst mit ein. Diese Art des Betteln ist in mannigfach veränderter Form bis auf den heutigen Tag eine Krankheit der deutschen Literatur geblieben. Man denke an die Betteleien der Vaganten, an die schamlosen Schmierereien der Opizianer, ja überhaupt der ganzen deutschen dichtenden Gelehrten. Selbst ein so hochehrenwerter Mann wie Simson Dach verschmähte nicht poetische Bettelbriefe an gekrönte Häupter. Nun ist ja richtig, wir Deutschen sind nie eine literarische Nation gewesen, der Poet war uns selten mehr als ein Spaßmacher, ein Unterhalter, künstlerisches Mitempfinden blieb der Masse bei uns stets versagt. Auf Unterstützung und klingende Anerkennung hatte der Dichter in Deutschland nie zu rechnen. — Aber darum hätte der deutsche Dichter nicht gleich zum Angstmeier, Kriecher, Speichellecker und Schnorrer bei den Großen werden müssen, wie er es war. Nie

besaß er den Mut zu fordern, was ihm gebührte. Wo haben wir in der deutschen Literatur ein Seitenstück zu dem berühmten Briefe Molières an Ludwig XIV. nach dem Verbot des Tartuffe? Wie schwach erscheint dagegen selbst die Erklärung Freiligraths, welche seinen Verzicht auf die preussische Pension begleitete! Und ist es heutzutage besser? Sehen wir nicht „namhafte“ Schriftsteller sich Orden und Titel beharrlich bei winzigen Duodezfürsten erwidmen, die ein echter Dichter kaum der Beachtung als seinesgleichen würdigen sollte?

In jüngster Zeit ist eine neue Art der Kriecherei der Schriftsteller hinzugekommen; die vor den Verlegern, Redaktionen und Redakteuren. Der deutsche Schriftsteller läßt sich (mit wenigen Ausnahmen) von diesen dünkelfhaften, zum Theil an offenkundigem Größenwahn leidenden Leuten (natürlich setze ich auch hier Ausnahmen) nicht selten wie ein Schuhpußer behandeln, und macht keine Miene, sich gegen die gröblichsten Verletzungen des Anstandes aufzulehnen, nur weil er glaubt, vielleicht doch noch einmal an diesen Leuten ein paar Mark verdienen zu können. Ich weiß nicht, ob man es noch als der Poesie würdig bezeichnen kann, wenn Männer wie Spielhagen, der doch zu unseren Ersten zählt, sich um des Honorars willen, ganze Kapitel seiner Romane, also integrierende Teile von Kunstwerken, von den Redaktionen der Blätter ohne weiteres streichen lassen, in welchen dieselben zum Abdruck kommen, wie sich aus der nachherigen Buchausgabe ergibt. Auch der Neid, die Mißgunst, die Abneigung gegen den persönlichen Verkehr, die Cliquesbildung, der Mangel an Kollegialität, der Haß gegen aufkeimende Talente sind erbliche Eigenschaften des größten Theils der deutschen Schriftstellerwelt. Wie hat nicht Goethe darüber geklagt! Cher

möchte noch eine Frau eingestehen, daß eine andere schöner ist denn sie, als daß ein deutscher Schriftsteller vom Durchschnittsschlage einen anderen als ihm ebenbürtig erklärte oder einem aufblühenden Talente aus anderen als rein selbstfüchtigen Gründen seine Unterstützung liehe, ja nur freundlich entgegen käme. Gar nicht zu reden von der unwürdigsten Art der Kriecherei, der gegen das Publikum, der Hingabe an den Tagesgeschmack, dem Haschen nach dem Sensationellen, nur auf Kosten der Kunst ein paar Thaler mehr in der Tasche zu sammeln, wodurch sich der Schriftsteller zur geistigen Hure für das Publikum macht. Es ist immer dieselbe Krankheit, ob der Vagant, der Fresser und Luderer Ulrich von Lichtenstein seine blödsinnigen verlogenen nie erlebten Minnegeschichten erzählt (wie ja das spätere Minnesängertum das verlogenste Gesindel der Welt war), ob Lohenstein im Schwulst redet, Ziegler seine blutige und buntscheckige „asiatische Banise“ erzählt, Cl Lauren sein widerliches Süßholz verkauft, Gregor Samarow seine „historischen“ Romane schreibt, oder Oskar Blumenthal seine „aktuellen“ Sensationschauspiele auf die Bühne bringt: es ist immer die gleiche Spekulation auf die Geschmacklosigkeit der Masse.

4. Diese drei beschriebenen Krankheiten gehören zu einer Gruppe, da sie aus einer Quelle entspringen: dem Mangel an nationalem und individuellem Selbstbewußtsein. Eine Sonderstellung nimmt dagegen die folgende ein. Es ist der fehlende Sinn für die Schönheit der Form, für die Grazie der Anordnung. Der Deutsche tritt seinem Nachbar die Hühneraugen ab, sagt dann: „Entschuldigen Sie, es war nicht böse gemeint“, und glaubt Wunder wie höflich und lebenswürdig gewesen zu sein. „Klobige Stiefeln und ein gutes Herz“ ist seine Devise. Ohne Zweifel besitzt

er von allen Völkern das tiefste und innigste Gemüthsleben, aber er meint, er besäße einen Brustkasten von Glas, so daß jeder in seine Brust hineinblicken könne, und glaubt sich darum der Mühe überhoben, auch äußerlich zu zeigen, welch ein Herz er besitze. Die Absicht ist ihm Alles, die Form Nichts. Und so ist er, da die Welt zumeist nach dem Schein urteilt, bei allen Völkern als grob verschrien. Aus solchen Menschen können sich treffliche Philosophen bilden, aber die Schneider und Haarfräuser werden in diesem Lande so wenig gedeihen als die Künstler. Denn in der Kunst ist es eben nicht, wie der Deutsche so oft meint, mit der Idee, der Tendenz, dem poetischen Gehalt allein gethan, es will auch die Glätte und Schönheit der Form, das gefällige Arrangement dazu kommen. So lange die Art des Deutschen, das Herz in der Westentasche zu behalten und den Witz unterm Cylinderhut, sich in der Lyrik als Knappheit und Verstecken hinter anscheinend mit der Empfindung nicht zusammenhängenden körperlichen oder Naturvorgängen zeigt, so lange ist's gut und schön, wird sie aber zur Formlosigkeit, zur Vernachlässigung der Technik, des Ausbaues und Ausputzes, so sieht es schlimm aus. Schon die deutsche Metrik leidet bedenklich, da ihre Freiheit nicht selten in Zügellosigkeit umschlägt. Selbst der Nibelungenstrophe wünschte ich ein klein wenig straffere Silbenzählung. Und — ehrlich gestanden — das deutsche Vermaß reicht keineswegs an die Formenschönheit des antiken heran. Hat ein anderes Volk so viele Gedichte in „freien Rhythmen“ und Knüttelversen wie das deutsche? Nur den allergrößten Dichtern, Walther, Goethe, Heine, ist die Freiheit unserer Metrik wirklich Gewinn gewesen. Der gewaltige poetische Genius Hans Sachsens wird durch die klägliche Form, die mangelhafte äußere wie innere Technik für uns ungenießbar. Bis auf Lessing war unser Drama steif

oder plump, und das Lustspiel ist es heute noch. Die erbärmlichste Pariser Posse mit der abgedroschensten Handlung gefällt durch ihre flotte Lebendigkeit, ihre kleinen pikanten Zuthaten: wie viele gedankentiefe deutsche Trauerspiele, selbst Goethes „Natürliche Tochter“ sind von erhabener Langeweile!

Wer vermag bei aller Achtung für den überquellenden Ideengehalt aus den formlosen Werken Grabbes, Jean Pauls, Wilh. Raabes mit ihrer eigentümlichen schwerfälligen Darstellung vollen künstlerischen Genuß zu ziehen? Der schlechteste französische Roman ist noch lesbar, ein mittelmäßiger Deutscher nicht mehr. Versucht man einmal auf strengere Form zu halten, wie zur Zeit der Schäferorden und der Opitz'schen Schule, so ward bald starre Langeweile oder äußerliche Spielerei daraus, wie man an Clay, später an Rückert, Platen sieht. Meinte man nicht einst Wunder was zu thun, als man seine Gedichte in Form von Reichsapfeln und dergleichen drucken ließ?

Der Franzose weiß mit seinem angeborenen romanischen Formgefühl, daß ein ungeschliffener Diamant für die Welt nicht mehr ist als ein Kiesel. Es geht den beiden Nationen in der Poesie wie in der Küche: man giebt in Deutschland große, vortreffliche Braten, herrliches Fleisch, aber sie sind leider oft trocken oder halbroh oder zäh oder verbrannt. Der Franzose mischt ein Ragout aus den Dinerresten des vorigen Tages, aber er weiß es mit einer Sauce zu würzen, daß jedermann die Finger darnach leckt. Die Franzosen besitzen aber auch in der literarischen Saucenbereitung das meiste Geschick.

Und nun zur letzten Gruppe. Zu ihr gehören die durch den überwiegenden Einfluß des Philister-

tums hervorgerufenen Krankheiten oder besser gesagt Schwächezustände. Wir Deutsche sind nicht mehr eine Philisternation als die Franzosen, die große Masse ist allenthalben philisterhaft. Der Unterschied liegt nur darin: der Franzose ist sich seiner Herdennatur bewußt, das romanische Subordinationsgefühl steckt ihm im Blute, er folgt der Autorität.

Der Franzose besitzt mehr Achtung vor dem Genie als der Deutsche.

Der Deutsche ist nicht nur Philister, er hält auch sein germanisches Prinzip der freiwilligen Heerfolge noch heute aufrecht, er behält sich jeden Moment das Recht der freien Ueberzeugung vor, das heißt für den Philisterstand das Recht, alles besser zu wissen, über alles zu schimpfen. Der selben nationalen Eigenart, die der Welt einen Luther, Lessing und Kant geschenkt hat, verdanken wir auch unsere Reichsnörgler und politischen Kannegießer wie unsere Bierbankästhetiker. Darum fehlt unserer literarischen und ästhetischen Entwicklung der einheitliche und regelmäßige Gang, daher fällt es dem Talent so schwer in Deutschland durchzudringen, weil es jeder Philister nach seiner eigenen bornierten, ausgenommenen oder unbewußten Aesthetik mißt. Und indem das Philistertum sich nicht den ästhetischen Anschauungen der Besten anbequemt, sondern sich in der Literatur als brutale Masse zur Geltung bringt, tötet es alle Keime freier, gesunder Poesie durch die Schnürbrust der Tabulatur spießbürgerlicher Meistersänger, zwingt es einem Schiller als bevorzugten Nebenbuhler einen Kokebue auf, läßt es Albert Lindner verhungern und läuft Julius Stinde nach u. s. w. — kurz, unterdrückt es das Kraftvolle und hebt das Platte auf den Schild. Es vermag sich nicht zur Höhe freier, vorurteilsloser, objektiver Naturanschauung zu erheben, vermag nicht zu begreifen,

daß alles, was ist, notwendig, und alles, was notwendig gut, das heißt gut inbezug auf das Ganze der Welt ist, es schätzt alles nur nach der eigenpersönlichsten Erfahrung, betrachtet alles nur durch das Prisma des eigenen Empfindens und findet, weil es selbst beschränkt, schlecht, albern ist, auch die Welt so und verlangt von der Kunst empor gehoben zu werden über den angeblichen „Jammer des Erden-daseins“. Als ob dieser Jammer wirklich in der Welt wäre und nicht nur in ihrer eigenen Seele, in ihrem eigenen geistigen Auge, als ob die Kunst ihnen eine neue Seele einsetzen könnte! So ist das Philistertum der Erzeuger des falschen Idealismus, jener wie Pan Twardowski in der Luft schwebenden Kunst, die nicht in den Himmel, nicht zur Erde kann. Nur der reife, auf der Höhe der Erkenntnis seiner Zeit stehende Mensch kann Realist sein, weil ihm diese Welt immer genug neue, seine ganze Seele fesselnde Seiten und Erscheinungen zeigt; der Philister, dem die geschulte Beobachtungsgabe fehlt, der zufolge seiner eigenen Langweiligkeit sich selbst in der Welt langweilt und einer höheren, ideelleren bedarf, ist immer Idealist. Und weil in keinem Lande das Philistertum eine solche Macht ist wie bei uns, so besitzt auch kein Volk eine solche durch und durch von falschem Idealismus angefränkelte Literatur, während den Realisten der Versuch, eine bessere Welt aufzubauen, als die wirkliche als läppisches Kinderspiel erscheint, etwa wie das Bestreben des guten Wagner, künstliche Menschen zu fabrizieren, welche die wirklichen an Geist und Talent übertreffen sollen. Das mittelhochdeutsche „Volks“-epos ist realistisch, gesund; das „Kunst“-epos weist schon stark idealistische Anklänge auf, die philisterhafte Art, in der z. B. Hartmann den Realismus eines Chrestien de Troyes in eine „höhere Sphäre“ erhebt, ist für diese Periode hoch charakteristisch. Idealistisch

(das heißt fälschlich idealistisch) sind die Gelehrten-
dramen des Humanismus, realistisch das ursprüngliche
Volksdrama, und wieder wird das Kraftvolle von
dem schwächlichen nach und nach verdrängt. Die
„idealisierenden“ Amadisromane ertöten die vielver-
sprechenden Anfänge des realistischen deutschen Romans,
Jörg Wickram u. a., neben der Schäferpoesie, der
Schwulstperiode, dem biblischen Epos können niemals
die Reime einer natürlichen, kräftigeren Poesie auf-
kommen, und so schwankt die deutsche Literatur Jahr-
hunderte lang zwischen platter Banalität und hohlem
Idealismus hin und her während das wahrhaft
Gesunde, die Lyrik eines Christian Günther, der Roman
eines Grimmelshausen, die Naturpoesie eines Haller
verhältnismäßig nur vorübergehende Wirkung übt.
Der bildungssüchtige deutsche Philister kann es eben
nicht fassen, daß der heimatlose, arme, vagierende, im
Stehen dichtende Gumpelmann, der „freie Schrift-
steller“, der das Leben studiert, mehr Poesie besitzen,
Bedeutenderes zu schaffen vermögen sollte, als der
von obrigkeitsswegen in Amt und Würden eingesetzte
studierte Magister, der im Schweiß seines Angesichts
erbärmliche Verse drechselt, oder der Professor, der
historische Romane zusammenschmiert.

Man sieht, was ich hier als erbliche Krankheiten
der deutschen Literatur angeführt habe: den Mangel
an Zentralisation, die Ausländerei, die Vernachlässigung
der Form, den Einfluß des Philistertums u. s. w.
— das alles sind eigentlich krankhafte Zustände des
deutschen Volkscharakters, unter denen unser politisches,
soziales und Kulturleben nicht minder bitter gelitten.
Es sind Krankheiten, die wir fast in allen Entwicklungs-
perioden wiederfinden, erbliche Krankheiten, die unser
Volk vielleicht bereits aus Indien oder Iran mitge-
bracht. Wirkliche Hülfe giebt es gegen erbliche Krank-

1-5

heiten kaum, und so wird unsere Poesie wohl ewig unter ihnen zu leiden haben. In welcher Weise aber vielleicht bedeutende Vinderung geschafft werden könnte — das zu zeigen würde eine eigne eingehende Studie erfordern. Ich habe mich für diesmal mit der Diagnose begnügt.

